

Die Wa'Drân-Chroniken
– Metamorphosis –

Von Bernhard Möller

Text und Bilder Copyright © 2017 Bernhard Möller

Alle Rechte vorbehalten

URL: <http://www.canilobo.de>

1. Auflage

Umschlaggestaltung, Illustration: Bernhard Möller

Lektorat: René Noack & Annette Hein

Korrektur: Marlies Lunau-Sandrock

ISBN-10: 1546982973

ISBN-13: 978-1546982975



Wolf Wilson



Meine Großmutter sagte mir immer, es gäbe keine Monster, wenn ich wieder Geräusche gehört und mich in einer finsternen Nische verkrochen hatte. Damals war ich ein sehr misstrauisches und schreckhaftes Kind. Meine Großmutter vermutete, dass der rastlose Lebensstil meiner Eltern die Ursache für mein auffälliges Verhalten wäre. Wie sollte ich Vertrauen zu einer Umgebung aufbauen und Sicherheit im Umgang mit Menschen bekommen können, wenn mir jegliche Chance genommen würde, mich in einer Umgebung eingewöhnen und einen Freundeskreis aufbauen zu können, meinte sie und machte Mom und Dad deswegen große Vorwürfe. Aber woher sollte sie auch wissen, warum wir, das heißt meine Eltern und ich, immer wieder unseren Wohnort wechselten. Mir war es von Mom und Dad strengstens verboten, ihr von jenen Ereignissen zu erzählen, die am Anfang unseres nomadenartigen Lebens standen – jenen Ereignissen, die mich damals zutiefst verängstigt und mir die kindliche Unbeschwertheit und das Bild einer heilen Welt geraubt hatten. Ich konnte nicht verstehen, warum vor Kindern die Existenz einer solch grausamen und blutigen Realität, die Existenz von Werwölfen und andersartigen, wolfsähnlichen Kreaturen verleugnet wird. Ich wusste nur, dass es sie gab. Und das entlarvte





jene sicherlich gut gemeinte Aussage als Lüge und meine Großmutter als Lügnerin.

Heute weiß ich allerdings, dass ich mit ihr zu streng ins Gericht gegangen bin, denn meine Realität war nicht ihre Realität. Aus ihrer Erfahrungswelt gesehen existierten keine Monster und damit auch keine Werwölfe. Aus heutiger Sicht sehe ich vieles anders als damals, denn jetzt bin ich 23 Jahre alt und um zahlreiche Erfahrungen reicher. Mit gutem Gewissen kann ich wohl behaupten, dass ich schon jetzt, in meinem jungen Alter, viele schöne, seltsame und, sagen wir mal, weniger schöne Erlebnisse gehabt habe, die meine Sichtweisen vollkommen verändert und einige meiner damaligen Ansichten revidiert haben.

Mit zwölf Jahren hatte ich zwar schon mehr sehen und erleben müssen als die meisten Erwachsenen, doch veränderten Ereignisse, die vor etwa achtzehn Jahren über mich hereinbrachen, mein bisheriges Leben in kaum vorstellbaren Dimensionen. Jetzt, da der Zeitpunkt meiner grausamen Rache sehr nahe liegt, möchte ich die ganze Geschichte meiner Kindheit und Jugend erzählen:

Mein Name war Wolf Wilson. Ich wurde am 11.3.1983 in Kansas City geboren, als Sohn eines erfolgreichen Unternehmers, der eine gesunde Firma in der Glasbranche leitete, welches er von meinem Großvater väterlicherseits geerbt hatte. Dieser starb zwei Jahre vor meiner Geburt. Meine Mutter war maßgeblich an der Neugestaltung des botanischen Gartens in Kansas City beteiligt, für dessen Planung sie entscheidende Impulse eingebracht hatte. Schon während ihres Studiums war Botanik ihr. Später fand sie einen Weg, Beruf und Hobby zu kombinieren und leitete





einen Fachbetrieb für Landschaftsgärtnerei, dessen Miteigner sie wurde. Ich brauche ja nicht explizit erwähnen, dass wir recht wohlhabend waren und Moms Betrieb ihr daher eher als Hobby diente.

Kennengelernt hatten sich meine Eltern auf der High-School in Wichita. Gemeinsam besuchten sie anschließend die Wichita State University, wo mein Vater in Industrial Engineering und meine Mutter in Economics graduierte. Als mein Vater dann die Glasfabrik erbte, zogen sie nach Kansas City, wo mein Vater sofort die Geschäftsleitung übernahm und die Firma sehr erfolgreich führte. Er verstand es, bestehende Kontakte zu pflegen und zu den richtigen Zeitpunkten neue Kontakte herzustellen. Sehr schnell etablierten sich meine Eltern so in der High Society von Kansas City. Tja, und zwei Jahre später wurde ich dann geboren. Die Weichen waren auf kompromisslosen Erfolg gestellt und mit meiner Geburt stand auch dem Aufstieg als amerikanische Musterfamilie nichts mehr im Weg.

Nach dem Tod meines Großvaters zog meine Großmutter zu Verwandten nach Sandusky in Ohio und wohnte etwa 1.200km von uns entfernt. Ich fand es schade, dass sie so weit von uns weg war, denn ich mochte sie sehr gerne. Dort lebte auch Onkel John, der in einer Automobilfabrik der General-Motors-Werke als Abteilungsleiter des Lohnbüros arbeitete. Meistens fuhr er mit uns zusammen nach Lorain, wenn wir bei ihm zu Besuch waren. Lorain liegt zirka 50km westlich von Sandusky direkt am Eriesee – einer der großen Seen des Nordostens. Dort lag seine Yacht in einem kleinen Privathafen, der von einem Yachtclub betrieben wurde. Dadurch bot sich uns oft die Möglichkeit, mit dem Bruder





meines Vaters zusammen ausgedehnte Bootsfahrten zu unternehmen. Nur selten schlugen wir Onkel John's Einladungen aus, wenn der volle Terminkalender meines Vaters einen Kurzurlaub zuließ.

Etwa 15 Jahre leitete mein Vater das Unternehmen, bis sich unser Leben vollkommen wandelte. Am Anfang all jener Ereignisse, die das Ende unseres gutbürgerlichen Lebens einläuteten, stand ein gemeinsamer Spaziergang im Penn Valley Park in Kansas City, der sich tief in mein Gedächtnis eingebrannt hat. Es war ein heißer Sommernachmittag und der Park war infolgedessen sehr belebt. Wir befanden uns gerade auf dem Weg zum Liberty Memorial, als es geschah. Und es geschah derart plötzlich und schnell, dass ich nicht wusste, was da eigentlich ablief. Meinen Eltern fiel auf, dass uns ein offensichtlich verwahrloster Mann folgte und mich immer wieder in Augenschein nahm. Obwohl er sehr freundlich und aufgeschlossen wirkte, bereitete sein Verhalten ihnen mit Unbehagen. Trotzdem gingen sie nur von einem sehr geringen Bedrohungspotential aus, denn sie glaubten, dass für Päderasten nur Kinder ohne elterliche Begleitung als Opfer in Frage kämen und einen anderen Beweggrund konnten sie sich nicht vorstellen. Allerdings ist der Verstand von einigen Menschen nicht mit rationalen Maßstäben erfassbar. Daher sind manche Situationen nur schwer einschätzbar. Das leichte Unbehagen meiner Eltern war daher nicht unbegründet. Nach einer Biegung sprach jene Person dann meine Eltern unvermittelt an. Ich glaubte, er wollte ihnen gegen einen kleinen Obolus etwas über das Liberty Memorial erzählen. Wir blieben stehen, und meine Eltern versuchten ihm klarzumachen, dass wir keine Privatführung bräuchten. Während meine Eltern versuchten, diesen aufdringli-





chen und übelriechenden Zeitgenossen abzuwimmeln, betrachtete ich argwöhnisch diesen eigenartigen Mann, der immer wieder zu mir herunterblickte und dabei zu lächeln versuchte. Er versuchte ruhig zu wirken, doch strahlte er eine ungewöhnliche Nervosität aus. Mir machte er Angst, denn intuitiv spürte ich, dass mit ihm etwas absolut nicht stimmte. Immer wieder schielte die Person unauffällig zu einem etwa 700 Metern entfernten Gebäude hinüber, dass zu unserer Rechten lag und größtenteils von Büschen und Bäumen verdeckt wurde. Ich weiß nicht, ob meine Eltern seine unterschwellige Nervosität bemerkt hatten. Mit zwölf Jahren war ich allerdings noch viel zu unerfahren und naiv, um die Gefahr wirklich zu erahnen, in der wir uns befanden. Ich sah nur einen unheimlichen, aber freundlichen Mann, der fürchterlich stank. Plötzlich vernahm ich Geräusche brechender Äste und Zweige. Aus dem Gebüsch schoss ein gewaltiges, behaartes Tier heraus, das in meine Richtung sprang. Wie paralysiert blieb ich stehen und starrte zu jenem Monstrum hoch, das einem Wolf sehr ähnlich war. Im selben Moment hörte ich einen scharfen Knall aus der Ferne, woraufhin die linke Schulter des Monstrums regelrecht explodierte. Blut, Knochensplitter und Fellstücke spritzten uns entgegen, während wir ein fürchterliches Jaulen und Knurren vernahmen. Ich spürte nur, wie mich jemand fest am Arm packte und mich zu sich riss. Es war jener verwahrloste Mann, dessen Augen mich nun kalt aus seiner von Hass verzerrten Fratze anstarrten, plötzlich ein Messer in seiner rechten Hand hielt und zum todbringenden Stich ausholte. Doch bevor er zustecken konnte, wurde er von jenem gut drei Meter großen Monstrum angefallen und regelrecht entzweigerissen. Schreiend wendete ich mich ab und vergrub mein Gesicht zitternd in den schützenden Armen meines Vaters.





Ich verstand damals noch nicht, was sich dort ereignete. Noch weniger verstand ich, warum mich dieser fremde Mann töten wollte, das gewaltige Monstrum mich hingegen aber verschonte. Hatten Monster nicht böse zu sein und die Menschen gut? Und wer hatte auf wen geschossen? Welche Intention hatte der Schütze, welche das Monster? Die des Penners waren für mich offensichtlich, obgleich ich sie nicht verstand, denn ich war diesem Mann zuvor nie begegnet. Abgesehen von großen Blutlachen, Knochensplittern und Fellfragmenten war von dem Ungeheuer nichts mehr zu sehen. So plötzlich, wie es aufgetaucht war, verschwand es auch wieder. Für Polizei und Medien war die Sachlage vollkommen klar. »Wilder Hund zerfleischt Obdachlosen im Park.« Weder interessierte dabei, dass jener Mann mich umbringen wollte, noch interessierten die zahlreichen Zeugenaussagen, dass es sich bei jenem Geschöpf keinesfalls um einen Hund gehandelt hatte oder war die Tatsache von Belang, dass ein Schuss abgegeben und das Monstrum schwer getroffen wurde. Wir, meine Eltern und ich, wussten es aber besser. Das ungewöhnlich große und muskulöse Geschöpf besaß sowohl physische Charakteristika eines Wolfes als auch die eines Menschen. Obwohl es helllichter Tag war und wir definitiv keinen Vollmond hatten, war ich mir sicher, dass ich einen Werwolf gesehen hatte.

An genauere Einzelheiten an das, was danach geschah, kann ich mich jedoch nicht mehr erinnern, da ich zum einen mit zwölf Jahren noch zu klein und naiv war, Näheres zu verstehen und zum anderen viele Dinge von mir ferngehalten wurden. Ich kann mich nur noch daran erinnern, dass von diesem Tage an in unserem Viertel grässlich entstellte Leichen aufgefunden wurden, die von großen Hunden zerfleischt worden sein sollten. Andere berichte-





ten von dämonisch glühenden Augen und seltsamen Geräuschen in finsternen Ecken. Und sie hatten recht. Es sollte nicht lange dauern, bis ich sie leibhaftig zu sehen bekam.

Es war an einem Sommerabend desselben Jahres nicht weit von unserem Haus entfernt. Die Sonne neigte sich schon dem Horizont entgegen, und es begann auf den Straßen bereits dunkel zu werden und sich merklich abzukühlen – eigentlich höchste Zeit für mich, nach Hause zu gehen. Seit unserem Erlebnis im Penn Valley Park gestatteten mir meine Eltern nicht mehr, mich nach Sonnenuntergang alleine auf der Straße herumzutreiben. Nur in Begleitung meines damaligen besten Freundes Ronald, der schon 15 Jahre alt war, durfte ich noch etwas länger draußen sein. Ronald war ein Straßenjunge aus ärmlichen Verhältnissen, der sich durchzusetzen wusste und trotzdem Manieren besaß. Ich glaube, dass mir meine Eltern deswegen trotz der sozialen Stellung seiner Familie den Umgang mit ihm gestatteten. Was sich dann aber in einem halb zerfallenen Haus in einer einsamen Sackgasse, gerade mal einen halben Kilometer von unserem Haus entfernt, zutrug, raubte mir mein letztes Vertrauen zu meinen Mitmenschen. Mein engster Freund hatte mich in jene Gasse geführt und wollte mir dort etwas Aufregendes zeigen. Es sollte eine Mutprobe sein, die beweisen sollte, dass ich kein reiches, verhätscheltes Weichei wäre. Er verschwand er in jenem halb zerfallenen Gebäude, das schon seit vielen Jahren nicht mehr bewohnt wurde. Ich sollte ihm folgen und ihn in dieser finsternen Bude suchen. Nun, ein Kleinkind wollte ich nicht sein. Und deshalb überwand ich mich, jenes Haus zu betreten. Das Innere dieser Bruchbude entsprach vollkommen ihrer äußeren Fassade. Müll und übelriechender Unrat wohl ganzer Penner-Dynastien säum-





ten die dunklen Ecken des unteren Flures, in dem ich mich befand. Einige Türen waren vollkommen demoliert und aus ihren Zargen gebrochen, so dass sie einen Blick in die finsternen Räumlichkeiten, die ihr Dasein gutbürgerlicher Lebenskultur schon vor Jahrzehnten zu Grabe getragen hatten, freigaben. Durch den strengen Geruch von Hinterlassenschaften, die nun einmal Begleiterschei- nungen von ausschweifenden Saufgelagen sind, ich glaubte, irgendwo musste sich jemand erbrochen haben, war der Moderge- ruch von nassem, verfaulem Holzes und nassem Gemäuers zu riechen. Ich fühlte mich allein schon durch meine Anwesenheit in dieser abscheulichen Umgebung dreckig und es kribbelte mich am ganzen Körper.

Mittlerweile hatten sich meine Augen an die zwielfichtigen Lichtverhältnisse angepasst, so dass ich etwas mehr sehen konnte. Ronald war nirgends zu entdecken. Naja, die Mutprobe sollte ja darin bestehen, in diesem Gebäude herumzuschleichen und zu beweisen, dass man an keinen Spuk mehr glaubte, obwohl der Wind diesem verfallenen Haus die seltsamsten Geräusche entlockte. Dass der Wind die Ursache für solche seltsamen, mich beängstigenden Geräuschkulissen war, meinten jedenfalls die Erwachsenen. Also versuchte ich es auch zu glauben. Doch vernahm ich plötzlich ein deutliches Ächzen und Knarren sich durchbiegender Holzbohlen aus dem Nebenraum, so als ob ein sehr schwerer Mann durch den Raum wandelte. Der Eingang zu diesem Raum besaß zumindest noch eine Tür, die mir einen Blick in das dahinterliegende Zimmer verwehrte. Leise schlich ich also zu der vollkommen verzogenen Tür, die nicht mehr so recht in ihre Fassung passen wollte. Vorsichtig schob ich sie etwas zur Seite, um einen Blick in den Nachbarraum zu wagen, was sie mit einem





lauten Knarren beantwortete. Plötzlich vernahm ich aus genau diesem Zimmer ein Poltern, das mich unweigerlich zusammenzucken ließ. Es hörte sich an, als ob ein Holzscheid umgestoßen worden wäre. Mir wurde heiß und kalt zugleich. Ich wollte eigentlich gar nicht mehr wissen, wer oder was sich in dem Nebenraum befand. Ich wollte nur noch raus, weg von diesem abscheulichen Ort. Mir war es vollkommen egal, was Ronald dann meinen würde. Ich hatte genug Courage gezeigt, um zu beweisen, dass ich kein Weichei war. Ich machte also eine Kehrtwende zum Gehen und erschrak. Direkt hinter mir stand mein Freund Ronald, der mich breit angrinste. Dies wäre nur einen kurzen Schrecken wert gewesen, aber an meinem Freund war etwas, was mir das Blut in den Adern gefrieren lies. Sein Blick und ein unnatürliches Grinsen, das sein Gesicht mehr und mehr zu einer böartigen Fratze verzerrte, waren mir mehr als unheimlich. Ohne ein Wort zu sagen, packte er mich und schleuderte mich brutal zurück in den Flur, wo ich schmerzhaft gegen ein paar morsche Holzstühle prallte und wimmernd zu Boden ging. Langsam kam Ronald auf mich zu, der mich plötzlich hasserfüllt ansah und eine schwere, spitze Baustange in den Händen hielt, während ich versuchte, rücklings fortzukriechen.

„Und jetzt wirst du sterben!“, fauchte er mir zornig zu, während er zum tödlichen Stoß ausholte.

Weit riss ich meine Augen auf und blieb wie erstarrt liegen, denn ich konnte nicht fassen, was er da tat. Schließlich spielten wir schon zusammen, seit ich denken konnte und wir vertrauten uns blind. Doch von einem Geräusch aus dem Nachbarraum aufmerksam geworden, drehte er sich zu der verzogenen Tür um, die plötzlich mit solch einer Wucht aufgestoßen wurde, dass die Scharniere aus den Zargen rissen, uns die Tür zersplitternd entge-





gengeschleudert und Ronald nur knapp verfehlt wurde. Während die Bruchstücke laut an der gegenüberliegenden Wand zerschellten, sah ich ein rot glimmendes Augenpaar aus der Dunkelheit erscheinen. Ich hörte nur noch ein furchteinflößendes Knurren und den kurzen Aufschrei Ronalds, kurz bevor die mächtige Pranke dieses aufrecht stehenden Wolfes niedersauste und ihn regelrecht in zwei Teile schlug. Warmes Blut spritzte mir entgegen, bevor der entzweiterte Körper meines Freundes in einer großen Blutlache zu liegen kam. Wie gebannt sah ich in die funkelnden Augen dieses gut drei Meter großen Werwolfs, der ein sehr kurzes, schwarz-farbenes Fell besaß, unter dem sich seine mächtige Muskulatur sehr deutlich abzeichnete. Nachdem er die Leichenteile achtlos beiseitegeschoben hatte, wandte er sich nun mir zu. Neugierig, ja fast fürsorglich beschnupperte mich der Werwolf, leckte mir mit seiner rauen Zunge Ronalds Blut aus dem Gesicht und hob mich anschließend sanft auf die Beine. Ich hatte dabei die Kontrolle über meine Blase verloren und ihren gesamten Inhalt in meine Hose entleert. Mir wurde heiß und kalt zugleich, kraftlos fiel ich wieder zu Boden und war außerstande, noch irgendetwas zu tun. Ich lag einfach nur da, während mich ein Weinkampf überkam. Und neben mir stand der Werwolf, der mich nur sanftmütig ansah, seinen Kopf gen Himmel reckte und ein tiefes, eigentlich schauerliches Heulen von sich gab. Und sein Geheul blieb nicht unbeantwortet. Zirka dreißig Minuten brauchte ich, um mich einigermaßen wieder zu fangen. Der Werwolf wich mir während dieser Zeit nicht von der Seite. Allerdings war ich keines klaren Gedankens fähig und so fragte ich mich erst viel später, warum er das tat, warum Ronald sterben musste und ich nicht. Ich war mir sogar sicher, dass jener Werwolf in mir etwas Schätzenswertes sah. Als er mich aus dem Haus trug und auf der





Straße ablegte, meinte ich, seine bassige Stimme vernommen zu haben, die mir beschwörend sagte, dass ich den Menschen nicht trauen dürfte. Nach reiferen Überlegungen war mir klar, warum mein ehemaliger Freund sterben musste – er starb, weil er mich töten wollte.

Natürlich sorgte der jüngste Leichenfund für mächtiges Aufsehen und wurde wie jener Vorfall im Penn Valley Park damals groß in den lokalen Medien gebracht. Die ganze Nachbarschaft war in heller Aufruhr, und man suchte einen Schuldigen. Da wir als einzige damals direkt in die Ereignisse im Penn Valley Park involviert waren und meine Freundschaft zu jenem toten Kind eine indirekte Verbindung darstellte, kam langsam das Gerücht in Umlauf, dass wir in irgendeiner Weise der Grund für den weiteren Todesfall gewesen wären. Hinzu kamen Beobachtungen, wie ich in die Nacht hinausgeheult hatte und mir durch schauriges Wolfsgeheul geantwortet wurde. Daraufhin hieß es, dass wir auch die zuvor zerfleischten Leichen zu verantworten hätten. Unsere Nachbarn, Geschäftsfreunde und Bekannte begannen uns daraufhin zu meiden. Man schnitt uns auf offener Straße und langsam wurde es um uns herum immer einsamer. Meine Eltern wurden gar offen aufgefordert, die Stadt zu verlassen. Deshalb zogen wir dann also nach Lawrence, in eine vollkommen andere Gegend, wo man uns nicht kannte. Meine Eltern hofften wohl, so beweisen zu können, dass sie mit den Mordfällen in Kansas City nichts zu tun hatten. Ab jenem Tage hatten sie mir strengstens verboten, das Geheul der Wölfe zu imitieren, damit keine Verbindung zwischen mir und diesen Kreaturen gezogen werden konnte. Leider dauerte es nicht lange, bis auch in Lawrence erste Mordfälle mit denselben Verstümmelungsmustern auftauchten. Ebenso wenig lange dau-





erte es, bis ich Antwort auf meine Rufe erhielt, die ich trotz des Verbots tätigte. Sie waren also wieder da und mit ihnen die Gerüche. Mich interessierte das aber weniger. Denn so eigenartig es klingen mag, seit jenem Erlebnis im verfallenen Haus fühlte ich mich besser, wenn ich mir ihrer Anwesenheit sicher sein konnte. Die Leichenfunde verdrängte ich einfach aus meinem Bewusstsein. Wir zogen also wieder um und die Mordfälle mit uns. So waren wir gezwungen, etwa alle drei bis vier Monate unseren Wohnort zu wechseln. Als sich dann noch Dads Geschäftsfreunde verabschiedeten und sich die Geschäftsbilanzen enorm verschlechterten, verkaufte Dad schweren Herzens sein Unternehmen, um nicht alles zu verlieren. Von da ab lebten wir von unseren Ersparnissen. Mom und Dad wussten, dass sie etwas gegen diesen Zustand unternehmen mussten. Über kurz oder lang musste sich eine Änderung einstellen, denn wir wurden wie Aussätzige behandelt. Zwei lange Jahre hielten meine Eltern es aus, bis in ihnen jegliche Hoffnung auf Rehabilitation erloschen war und sie für einen kompletten Neuanfang bereit waren. Die Wilsons mussten sterben, damit wir woanders mit einer völlig neuen Identität in ein vollkommen anderes Leben fernab von Morden und Intrigen eintreten konnten. So beschlossen meine Eltern, der hektischen Zivilisation den Rücken zuzukehren. Sie wollten von nun an unabhängig von jeglichen Menschen, die sie enttäuschen und fallen lassen könnten, ganz auf sich allein gestellt leben. In meinem Vater war wieder ein früher Kindheitstraum, der lange in Vergessenheit gelegen hatte, zu neuem Leben erwacht. Der Drang, sich als Waldläufer alleine durch die Wildnis zu schlagen und ohne Hilfe zu überleben, wuchs in ihm unaufhaltsam, bis dieses Verlangen stark genug war, meine Mutter von diesem Vorhaben zu überzeugen. Kurz entschlossen kündigte er seine





Konten und hob das gesamttes Kapital ab, während Mom ihre Anteile an ihrem Betrieb veräußerte.

Damit meine Eltern freie Hand für die nötigen Vorbereitungen unserer Umsiedelung hatten, verbrachte ich meine letzten zwei Monate meines urbanen Daseins bei Onkel John, den ich seit den Ereignissen um den Penn Valley Park nicht mehr gesehen hatte. Mein Onkel erkannte sofort, dass ich mich seit unserem letzten Besuch vollkommen verändert hatte. Darauf von ihm angesprochen, erzählten meine Eltern, dass ich ein traumatisches Erlebnis im Penn Valley Park gehabt hätte und ich einfach etwas Zeit bräuchte, um dieses zu verarbeiten. Natürlich blieben sie bei ihren Ausführungen bei der offiziellen Version der Medien. Mir hatten sie zuvor eingebläut, Onkel John weder von den wahren Ereignissen im Park, noch von unserem Umsiedlungsvorhaben zu erzählen. Sie wiesen ihn aber trotzdem auf mein ungewöhnliches Interesse für Wölfe und Werwölfe und meine starke Affinität zu diesen Wesen hin, die ich seit diesem Erlebnis gewonnen hätte.

In den zwei Monaten nahm er sich sehr viel Zeit für mich und unternahm mit mir weite Wanderungen in die umliegenden Wälder, um meinem starken Bewegungsdrang Rechnung zu tragen. Das gefiel mir sehr. Sogar eine Tagestour nach Cleveland, einer nahegelegenen, gewaltigen Metropole, unternahm er mit mir, was mir allerdings nicht gerade zugesagte. Dort befanden sich gewaltige Einkaufszentren, in denen man alles erwerben konnte, was man sich zu kaufen wünschte. Vor allem gab es in Cleveland aber auch eins – Menschen und das massenweise. Den meisten Menschen misstraute ich. Nein, ich hatte sogar Angst vor ihnen, denn ich konnte ihre wahren Absichten nicht erkennen. Ich moch-





te lieber Wölfe und das von Tag zu Tag mehr. Für Onkel John war meine ungewöhnliche Vorliebe nichts Beunruhigendes, obwohl er meiner Großmutter gegenüber schon zum Ausdruck gebracht hatte, dass mein Verhaltensprofil für einen Vierzehnjährigen vollkommen atypisch wäre. Er erklärte sich mein zum Teil sonderbares Verhalten mit einer extremen Form von Ausleben einer Jugendfantasie, in die ich mich geflüchtet hätte. Während eines Spaziergangs, den mein Onkel einmal sehr spät abends mit mir unternahm, gestattete er mir sogar einmal, das Geheul der Wölfe zu imitieren, was meine Eltern mir hingegen strengstens verboten hatten. Mir war vollkommen klar, dass ich Antwort erhalten würde, denn sie hatten mir immer geantwortet. Und auch dieses Mal hatte ich tiefes Geheul aus mehreren Richtungen vernehmen können, das offensichtlich eine direkte Antwort auf meinen Ruf war. Während das schauerlich klingende Geheul mir ein kaum wahrzunehmendes Lächeln bescherte, konnte ich erkennen, wie die Nervosität bei meinem Onkel anwuchs. Denn wir befanden uns direkt am Stadtrand. Und hier sollte es keine Wölfe geben. Mein Onkel beendete augenblicklich den Spaziergang und ging mit mir zum Haus zurück.

Danach hat er mir nie wieder erlaubt das Geheul der Wölfe zu imitieren. Mom und Dad berichtete er von jenem Erlebnis nichts, als sie mich schließlich abholten.

Mit nichts außer unseren Kleidern und dem, was wir im Truck hatten, fuhren wir nach Alaska tief in die Regenwälder Kodiaks, weit ab von jeglicher Zivilisation. Dort sollte unser neues Leben, unsere neue Heimat mit einer neuen Identität beginnen. Meine Eltern wollten es dieses Mal richtig machen und alle Brücken zu





unserem bisherigen Leben abrechnen. Die Wilsons waren fortan tot.

Meine Familie hatte etwa 800.000 Dollar zusammengekratzt, was dazu ausreichte, genug Baumaterial für ein ordentliches Haus samt der Baumannschaft in die tiefe Wildnis fliegen und es aufbauen zu lassen. Denn meine Eltern wollten ja standesgemäß die neue Heimat besiedeln. Nur jegliche Sanitäreanlagen fehlten, denn es gab weder Wasserleitungen noch eine Kanalisation. Jedenfalls widersprach das Haus, welches wir uns da hinsetzten, allen Vorstellungen einer Behausung inmitten einer Wildnis, die ich entwickelt hatte. Es war alles andere als ein Blockhaus, sondern ein wahrer Fremdkörper in der natürlichen Umgebung. Ich finde, da waren meine Eltern nicht ganz konsequent. Für die Einrichtung reichte das Geld nicht mehr aus. Mein Vater konnte sich nur noch ein Gewehr, genug Munition und Proviant für die nächsten Wochen kaufen, bis das Geld vollends verbraucht war. Trotz dieser Umstände war ich von ihrem Entschluss begeistert, denn das, was sich andere Kinder nur erträumen konnten, wurde für mich wahr. Es blieb nur zu hoffen, dass wir hier unsere Ruhe finden würden. Dessen war ich mir aber absolut sicher, obwohl ich intuitiv wusste, dass es nicht lange dauern würde, bis auch sie hier erschienen. Aber das war nicht von Belang, denn hier in der Einsamkeit gab es keine Menschen, die sie hätten anfallen können, und wir waren aus irgendeinem Grund immer sicher vor ihnen gewesen.

Oft unternahmen wir ausgedehnte Erkundungsmärsche durch die wechselhafte Landschaft der Insel. Nicht weit von unserem Haus, etwa 800 Meter entfernt, befand sich ein Abgrund, dessen





Steilwand gut einhundert Meter in die Tiefe reichte. Jedes Mal, wenn ich mich an diesem Abgrund aufhielt, wurden meine Eltern nervös, da sie Angst hatten, dass ich hinunterfallen könnte. Kein Wunder, denn ich war ein wilder Bursche, der von einer Ecke zur anderen tobte und manchmal nicht ganz achtgab, wo er hintrat. Doch intuitiv war mir die Gefahr, die von jenem Abgrund ausging, bewusst, so dass ich mich nie näher als einen Meter an die Ab-risskante heranwagte. Mein Vater, der ein eingefleischter Hundennarr war, konnte sich endlich seinen langersehnten Wunsch erfüllen und hatte sich kurz vor unserem Aufbruch trotz unseres knappen Budgets gleich zwölf Deutsche Schäferhund-Welpen gekauft, denn in der Wildnis, so meinte er, habe er immer Zeit für sie, und Platz wäre reichlich vorhanden. Zuhause in Kansas City hatte er wegen dem Geschäft nie Zeit gehabt, so dass er lieber auf vierbeinigen Familienzuwachs verzichtet hatte. Es gäbe zwei Sorten von Tierliebhabern, meinte er: Die einen, zu denen sich auch mein Dad rechnete, würden sich Tiere der Tiere wegen anschaffen. Diese Menschen würden auf eine artgerechte Tierhaltung achten, um ihrem vierbeinigen Freund und Begleiter ein so angenehmes Leben wie möglich zu gewährleisten. Die anderen jedoch kauften sich Tiere, um ihr eigenes Ego zu befriedigen. Jene Tierhalter behaupteten, sie würden Tiere lieben. Doch entweder werden die Tiere dann Opfer falscher Tierliebe, was sich z.B. in Vermenschlichung der betroffenen Spezies äußert, oder Prestigeobjekte, die gerne vorgezeigt und anschließend wie ein Einrichtungsgegenstand in die Ecke gestellt werden. Mein Dad meinte, die wahre Tierliebe äußere sich darin, sich eher kein Tier anzuschaffen, wenn man sich nicht sicher sei, ob es artgerecht gehalten werden könnte; das entspricht auch meiner Auffassung. Dennoch war die Tatsache, dass er sich gleich zwölf Welpen anschaffte, ein Zeichen





dafür, dass seine Kostenkalkulationen für dieses Unternehmen viel zu gering angesetzt waren. Wie dem auch sei, ich hatte mit den Hunden sehr viel Spaß. Sie waren zufrieden, wir waren zufrieden und alle hätten sich ihres Lebens erfreut, wenn da nicht die alltäglichen Schwierigkeiten gewesen wären:

Schon während der Bauarbeiten mussten wir uns sehr umstellen, da die Annehmlichkeiten der Zivilisation nunmehr nicht mehr vorhanden waren. Alles musste selbst durchorganisiert werden. Man konnte nicht einfach den Müll sammeln und an die Straße stellen, um nur eine der Selbstverständlichkeiten zu erwähnen, die plötzlich nicht mehr so selbstverständlich waren. Wir hatten keine Ahnung, wie man außerhalb der Zivilisation lebte, wie man überlebte. Wir saßen zwar in einem prächtigen Haus in der weiten Wildnis von Kodiak Island, wussten jedoch nicht, wie man sich von ihr ernähren sollte. Wir waren daher gezwungen, von dem Proviant, welchen wir uns mitgebracht und eingelagert hatten, zu leben. Wir hatten nur die schönen Seiten eines Lebens in der Wildnis gesehen, nie die Nachteile. Umso erdrückender war das Erwachen, denn unsere Vorräte gingen bald zur Neige. Doch ans Aufgeben haben meine Eltern nie gedacht, denn sie waren schon immer gläubige Calvinisten gewesen. Jene Ereignisse, die uns letztendlich in die Wildnis geführt hatten, hatten Mom und Dad in ihrem Glauben fanatisch werden lassen. Daher vertrauten sie auf den Herrn, der ihnen in der schweren Zeit beistünde und helfe, bald darüber hinwegzukommen.

Glücklicherweise fand sich bald Besuch ein. Dabei handelte es sich um ein paar Waldläufer, die zufällig hier vorbeikamen. Über unser Haus schüttelten sie nur ihre Köpfe, aber selbst an solch





einen Anblick gewöhnt man sich ja. Von ihnen lernte Vater sehr viel. Mit ihnen ging er zur Jagd, wo sie ihm zeigten, wie Fallen gestellt werden, Spuren zu lesen sind, wie man schießt, und er erlernte das große Einmaleins des Survivals. Sie ermahnten uns auch, niemals ohne Gewehr das Haus zu verlassen, denn die Begegnung mit einem Bären wäre immer eine heikle Angelegenheit. Also bekam ich ein eigenes Gewehr und eine entsprechende Einweisung. Obwohl ich den Fremden gegenüber sehr misstrauisch war und keinen von ihnen in meine unmittelbare Nähe ließ, begleitete ich sie mit etwas Abstand auf vielen ihrer Streifzüge, denn ich hatte mir in den Kopf gesetzt, zusammen mit meinem Vater das Handwerk des Trappers zu erlernen. Ehrgeizig eignete ich mir das handwerkliche Können und das notwendige Wissen an; ich lernte sehr viel und schnell – so zum Beispiel welche Beeren und Pilze essbar sind und welche nicht. Gegen jedes Wehwechen gab es Kräuter, die ich ebenfalls kennenlernte. Als mein Vater dann eines Tages ein ‚selbstverdientes‘ Essen präsentieren konnte, war er so stolz, dass er mehrmals jede Phase der Jagd genauestens erzählte und kommentierte.

Alle zwei Monate landete ein Postflugzeug auf einen etwa eineinhalb Meilen entfernten See, der nördlich von uns in einem Tal lag. Für uns Waldläufer war es eine mobile Poststation. Und wenn wir Bestellungen hatten, konnten wir sie bei dem Piloten auch aufgeben. Natürlich hatten wir so gut wie keine Korrespondenz, denn die Wilsons waren ja fortan tot. Dafür hatten meine Eltern gesorgt. Sie ließen all ihre Beziehungen spielen, um eine wasserdichte Ersatzidentität zu bekommen und mir gleichzeitig meine schulischen Qualifikationen zu erhalten. Natürlich stellte sich auch die Frage, wie meine schulische Ausbildung fortzuführen





ren wäre. Ich persönlich hätte gänzlich darauf verzichten können, denn für den Beruf des Waldläufers wird keinerlei schulische Ausbildung benötigt. Doch meine Eltern ließen nicht locker, genauso wenig wie ich, denn auf keinen Fall wollte ich diese Gegend verlassen, um irgendwo zur Schule zu gehen.

„Niemals werde ich von hier fortgehen!“, sagte ich.

„Eine schulische Ausbildung benötigst du, mein Junge. Vielleicht willst du doch einmal in die Zivilisation zurückkehren und dort bist du ohne Abschluss gar nichts. Jetzt bist du noch zu jung, um endgültige Weichen für dein zukünftiges Leben stellen zu können. Das schaffen ja selbst Erwachsene nur selten.“, entgegnete mein Dad. Ich hingegen gab meine Gegenargumente kund, die jedoch nicht so überzeugend waren wie die meiner Eltern. Schließlich einigten wir uns darauf, dass ich keine Schule besuchen musste, jedoch hier auf meinen Abschluss hinarbeitete. Das schmeckte mir zwar überhaupt nicht, ich musste jedoch in den sauren Apfel beißen. Mit diesem Kompromiss konnte ich letztlich aber doch leben, schließlich brauchte ich nicht zur Schule gehen und konnte somit auch weiterhin hier bleiben. Mom half mir bei den Aufgaben, die ich zu lösen hatte. Die benötigten Bücher und Hefte besorgte Dad in Kodiak, wo er mich als Fernschüler in der Kodiak High School einschrieb, der einzigen Stadt auf der gleichnamigen Insel; sie war knapp 70 km entfernt. Doch viel lieber als zu lernen, tobte ich mit unseren Hunden herum, die meine besten Freunde waren, und lief mit ihnen durch die Wildnis. Ich war wie mein Vater ein Hundenarr geworden. Für sie war ich ein Welpen, der beschützt werden musste, und hatte deshalb bei ihnen Narrenfreiheit. So konnte ich mit ihnen fast alles machen, was ich wollte, bevor sie erzieherische Maßnahmen ergriffen und mich entweder anknurrten oder zwickten. Zum Winter hin legten wir





uns Vorräte an, da diese Jahreszeit sehr hart war. Selbst die Hunde kamen zu dieser Jahreszeit zu uns ins Haus, da die Wölfe von Hunger getrieben bis hin zu unserem Domizil vordrangen. Mit Schneeschuhen, die Mom uns angefertigt hatte, machten Dad und ich unsere Runden, um die Fallen zu kontrollieren, die jedoch meistens leer waren. Und einige Tiere, die in unsere Fallen gegangen waren, klaute uns der Wolf, der oft schneller war als wir. Er wurde zu einem echten Konkurrenten. Manchmal hatten wir das Glück, dass uns ein Reh oder ein Hirsch vor die Flinte lief. Das reichte dann wieder für ein paar Wochen. Trotz allen Strapazen waren wir glücklich. Wir lebten ohne Geld und waren zu 100% Selbstversorger. Die Waldläufer hatten es uns gelehrt und erst ermöglicht. Obwohl jeder Trapper ein Konkurrent des anderen war, herrschte hier in der Wildnis eine gegenseitige Hilfsbereitschaft, wie wir sie im städtischen Umfeld nie kennengelernt hatten. Das mochte wohl daran liegen, dass hier die Lebensbedingungen sehr hart waren und man schnell in eine lebensbedrohliche Situation kommen konnte. Denn hier oben im äußersten, nordwestlichen Staate der USA wurde es im Winter bitterkalt. Nie zuvor hatte ich einen Blizzard gesehen, ein schwerer Schneesturm, der im Winter manchmal über uns hinwegfegte und schon vielen Menschen den Erfrierungstod gebracht hatte.

Die Buchbestellungen, die wir wegen meiner Schulausbildung abschicken mussten, zahlten wir in Naturalien wie Fellen. Jeden Sommer musste ich für ein paar Tage nach Kodiak, wo ich vor den Lehrern der High School geprüft wurde, damit sie auch sehen konnten, ob ich das jeweilige Klassenziel erreicht hatte. Zu Fuß legten wir die weite Strecke zurück, für die wir zwei Tage benötigten und wohnten dort bei einer netten alten Dame, die sich auf-





grund ihrer Einsamkeit über jeden Besuch freute. Trotz der uns gebotenen, überschwänglichen Gastfreundschaft und ihren Beteuerungen, wir sollten doch ruhig noch etwas bleiben, beanspruchten wir sie nie mehr als drei Tage, denn länger dauerten meine Prüfungen nicht. Während dieser Zeit war Mom alleine, was ihr aber nicht allzu viel ausmachte. Schließlich hatte sie zu ihrem Schutz zwölf große und starke Schäferhunde. Zum Bedauern meiner Eltern waren meine schulischen Leistungen allerdings nicht gerade die besten, denn im Grunde scherte ich mich einen Dreck um alles, was die Schule betraf.

Mit den Stadtkindern verstand ich mich nie, denn ich war still, abweisend und zog es vor, den Kontakt zu ihnen auf ein unvermeidbares Minimum zu beschränken. Konflikte blieben da natürlich nicht aus. Mich bezeichneten sie aufgrund meines indianischen Aussehens als ‚Dreckige Rothaut‘ und verlachten uns als Hinterwäldler. Und wenn ich ihnen dann sagte, dass wir einmal reich und einflussreich gewesen waren, bezeichneten sie mich als Lügner und machten sich über meinen Vornamen lustig. Ich ärgerte mich darüber immer maßlos und ging mit Fäusten auf sie los. Später erzählte ich dann alles Dad, der mich nur ermahnte, keine Hinweise auf unser früheres Leben zu verbreiten, und mit den Worten,

„Denk Dir nichts dabei. Mit denen musst Du Dich eh nicht abgeben. In drei Tagen reiten wir wieder nach Hause zurück.“, über meine Misere hinwegtröstete.

Die Jahre vergingen ohne weitere Zwischenfälle. Die Abschlussprüfungen hatte ich nicht bestanden. Ärger gab es deswegen nicht, doch musste ich meinen Eltern versprechen, weniger





mit den Hunden herumzutollen und herumzubreuen. Stattdessen sollte ich mehr büffeln, was mir überhaupt nicht passte, denn viel lieber vertrieb ich mir neben meinen täglichen Pflichten (Pauken sah ich als Last, nicht als Pflicht) die Zeit mit meinen Freunden. Das raue Leben in der Wildnis hatte mein gesamtes Wesen geprägt. Sie verzieh keine groben Fehler, keine Schwächen und verlangte von allen Kampfbereitschaft und ein großes Maß an Überlebenswillen. Das Leben in der Wildnis härtete ab. Über die Jahre wurde ich kräftig und ausdauernd, viel widerstandsfähiger und auch kompromissloser als die Gleichaltrigen in Brownhill. Niemand wagte es, sich mir alleine in einem Kampf entgegenzustellen, niemand war in der Lage, meinen eisigen Blicken standzuhalten, wenn sie mich mal wieder verlachten. Bereits im Alter von 14 Jahren, als ich das erste mal durch die Abschlussprüfung fiel, war ich ähnlich wie der Wolf, der rau und ruhelos durch unser Revier streifte.

Gut drei Jahre später sollte sich mein Leben jedoch sehr wandeln...

